

# „Ein glücklicher Tag für Corona“

Eine Rezension von Selina Heindorf-Yang

**Vom Nicht-Loslassen-Können und seinen Folgen: (K)ein glücklicher Tag für Corona.**

**Ein Stück der Theater-AG der BBS Alice-Salomon Linz/Neuwied, aufgeführt am 26. Januar 2023.**

**Corona (Anna) geht es gut. Sie ist jung, hübsch und verheiratet. Trotz Krankheit erleidet sie keine Schmerzen und mit Corey hat sie einen fürsorglichen und lieben Ehemann an ihrer Seite. Doch der Schein trügt.**

Das Stück „Ein glücklicher Tag für Corona“ beginnt längst, bevor sich der Vorhang öffnet. Bereits am Einlass nimmt das Personal in Seuchenschutzkleidung das erschreckte Publikum in Empfang. „Guten Tag, liebes Glück“ von Max Raabe schallt aus den Lautsprechern und lädt das Publikum dazu ein, einen inneren Konflikt zwischen den aufsteigenden beklemmenden Corona-Erinnerungen und einem aufheiternden Lied auszufechten.

Dann stellen sich die Darsteller wortlos vor. Stumm stehen sie vor dem Publikum. Während die Frau glücklich lachend die Nase in die Luft streckt, wirkt der Mann ernst und bedrückt, als fühle er sich im Moment gar nicht wohl in seiner Haut. Zu diesem Zeitpunkt merkt das Publikum noch nicht, dass es sich nicht um einen Laienfehler, sondern um ausdrucksstarkes Theater handelt. Denn eins ist klar: Corona und Corey sind nicht nur optisch so unterschiedlich wie schwarz und weiß.

Corona sitzt im Rollstuhl. In der Blütezeit ihres Lebens sieht sie sich, durch einen tragischen Unfall verursacht, konfrontiert mit der traurigen Realität aus Schmerzen und Ohnmacht. Sie erträgt ihr Leben mit Schönreden, Schuldzuweisungen und Beschimpfungen. Corey, der unfallverursachende Ehemann, von Schuldgefühlen in den Schatten gedrängt, steht seiner Frau treu und nahezu stumm zur Seite. Ferngesteuert von Corona, führt er ohne emotionale Regung stolpernd und stotternd ihre Befehle aus, erträgt mit hängendem Kopf und zuckenden Fingern ihre verbalen Angriffe.

Jeden Tag ist Corona aufs Neue davon überzeugt, dass alles gut sei, dass alles noch so sei wie früher. Sie ist glücklich. Sie schminkt sich, sie macht sich die Haare, als würde die Welt auf sie warten. Doch je länger sie sich das Glück einredet, desto mehr bröckelt die Fassade. Die Szene wiederholt sich: Corona ist gefangen im Rollstuhl. Ihr geht es nicht gut. Nichts ist mehr so, wie es mal war. Aus dem Teufelskreis des Anhaftens an Vergangenen kommt sie nicht heraus. Früher einmal war sie so hübsch und begehrenswert, dass jedermann sie haben wollte. So jedenfalls ihre Erinnerung. Doch nun kann sie weder laufen noch gut sehen, so dass sie die Zeitung selbst lesen oder gar auf die Toilette gehen könnte. Für all dies ruft sie immer „Coreylein“! Das Klammern an die Vergangenheit ist der unterschwellige Ton des Stückes. Ohnmacht in der Situation, die Angst, was noch kommen mag und der ewige, verblendete Wunsch, alles soll wieder so sein, wie es einmal war, waren stete Begleiter der Coronazeit und sind über diese Zeit hinaus zutiefst menschliche Regungen. Das macht das Stück zu einem sehr nahegehenden und nachdenklichen Thema, was das Publikum nach dem Ende des Stückes im Gespräch auch zum Ausdruck brachte.

In den Momenten, in denen Corona ihren Frust und ihre Wut direkt an ihrem Mann herauslässt, zeigt sie, wie es wirklich in ihr aussieht. Nur dann ist sie ehrlich. Dann bezeichnet sie sich selbst als Schrott, ihren Mann als schuldiges Schwein und alles, was die beiden zu verbinden scheint, ist Coronas Pissbeutel, den Corey für sie täglich entleert. Harte Worte für eine harte Realität, denn so schwach und kaputt empfindet Corona ihre Wirklichkeit. Durch stolzes Eigenlob und die steten, an ihren Mann gerichteten Schuldzuweisungen, versucht sie letztlich ihr Nicht-Wahrhaben-Wollen, Ihre Angst und Wut zu überspielen.

Der eingeknickte Corey wird der Situation nicht Herr. Wehrlos lässt er jede Beleidigung über sich ergehen. Auch er wird die Vergangenheit nicht los: Der Unfall, der Corona in den Rollstuhl zwang, lastet schwer auf seinen hängenden Schultern. Der Schock und die Scham stehen ihm noch ins Gesicht geschrieben. Ganz offensichtlich findet er keine passenden Worte, um zu beschreiben, was in ihm vorgeht. Die Hände zucken. Möchte er seine Frau vielleicht in den Arm nehmen?

Die Lage spitzt sich zu, als die Covid-19-Seuche über das Ehepaar hereinbricht und Corona mit Atemgerät an ein Intensivbett gefesselt ist. In Gedanken spricht Corona einen langen Monolog über ihre Bildung und Schönheit und darüber, eine von Gott ausgewählte Welt-Schuld-Vergeberin zu sein. Alle Welt könne froh sein, dass es sie gebe. Da bäumt Corey sich zum ersten und einzigen Mal auf, kommt aus eigenem Antrieb aus seiner Ecke hervor und zieht den Stecker des Atemgerätes, welches Corona am Leben erhalten sollte. Der lange schrille Alarmton, der Coronas Herzstillstand anzeigt, reißt das Publikum zurück in die Realität und beendet das Stück.

Auf eindrucksvolle Weise spielt die Theater AG hier keine (!) typische Geschichte über das Virus, welches die Welt über drei Jahre in Schach hielt. Sie spielt ein Stück über Schuld, Angst und Ohnmacht, Wut und Verzweiflung. Ein Stück über das, was ist, wenn man nicht mehr miteinander reden kann und letztlich das Klammern an das, was nicht mehr ist. Begriffe und Gegebenheiten, die unsere Situation in der Corona-Zeit trefflich beschreiben. Doch auch jenseits von Corona trifft uns die Inszenierungsidee, das Virus fernab des Corona-Alltags und der Abstandsregeln vorzustellen, da, wo es an die Substanz geht: Auf der zwischenmenschlichen Ebene, da wo es um Krankheit und Gesundheit, Liebe und Verachtung geht: Wie gehen Menschen mit Schicksalsschlägen um? Wie geht Gesellschaft mit Krisen um? Schuldzuweisung und Selbstverherrlichung prallen auf Reue und Rückzug.

Beide Darsteller überzeugen mit ihrem Schauspielertalent und präsentieren ein gescheitertes Ehepaar: Mit Stolz, Hochmut und einer arroganten Stimmlage präsentiert Anna eine im Mittelpunkt stehende, scheinbar die ganze Welt in der Hand habende, aber im Rollstuhl gefesselte Corona. Auch die derbe Sprache, die Corona an den Tag legt, erwecken Zweifel, ob sie tatsächlich begehrt und gebildet ist.

Ein um fast 90 Grad aufgestelltes Bett der Intensivstation erweckt den Eindruck, Corona sei groß und stark, dabei befindet sie sich im Koma und ist gerade alles andere als mächtig. Gerade jetzt hält Corona eine Hommage an ihre Größe. Im Gegensatz zu allen anderen Szenen schallt nun Coronas Stimme aus dem Lautsprecher, entfremdet, als gehöre sie schon nicht mehr zu den Menschen, sondern flöge durch die Lüfte. Die Szene schreitet durch ihre Symbolik geradezu „Jetzt wach doch endlich auf!“ heraus. Und auch das Publikum scheint diese Worte im Kopf zu haben.

Widersprüchlicher und fragwürdiger hätte die vermeintlich perfekte Frau nicht dargestellt werden können.

Michael verkörpert Corey bewusst ungeschickt. Corey stottert. Corey stolpert. Corey zuckt nervös mit den Fingern. Sein Kopf hängt. Sein Gesicht zeigt Demut. Corey ist ein mitleiderregendes Wrack.

Die Bühnennutzung zeigt dem Zuschauer eindrucksvoll, wer das Sagen hat und wer an den Rand gedrängt wird. Corey kommt nur auf Befehl seiner Frau aus seiner dunklen Ecke am rechten Bühnenrand hervor, von dort, wo wir durch unsere europäische Leserichtung (von links nach rechts) als allerletztes hinschauen. Niemals sieht man ihn allein auf der Spielfläche oder gar im Zentrum. Allein Corona gehört die Bühne. Erst, als sich Corey endlich einen Ausweg aus der Situation sucht, schafft er es, einmal die Bühne zu durchqueren: Ein vermeintlicher Fortschritt wird angedeutet.

Lange Pausen und Wiederholungen gehören ebenso zur Dramaturgie, wie all die Widersprüchlichkeiten, die in Coronas selbstverherrlichenden Texten liegen. „Ein Glücklicher Tag für Corona“ ist keine sich selbsterklärende Geschichte, sondern ein Theaterstück, welches zum Nachdenken anregen will. Das Publikum grübelt, warum Corona so arrogant ist oder warum Corey nicht spricht – und wer die Schuld für das Elend trägt.

Coreys Hände sind stets leer. Greift er zu etwas, dann wegen oder für Corona. Sie hingegen fasst zu Make-up und in ihre Haare: Sie tut Dinge nur für sich allein. Selbstaufgabe trifft auf Egoismus und Selbstverliebtheit.

Rollstuhl und Intensivbett erinnern als Requisiten gnadenlos an das, was plötzlich auf jeden einzelnen Menschen zukommen kann: Das Schicksal. So glücklich das Leben gerade sein mag, morgen kann es sich schon geändert haben.

Überhaupt sucht man das Glück in der Handlung vergeblich. Nicht einen glücklichen Tag haben Corona und Corey innerhalb des Stückes. Alle Attribute des Glücks fehlen in Coronas Handeln und Denken: Liebe, Mitgefühl; Dankbarkeit, loslassen, annehmen, was ist, Demut, Achtung. Und auch Corey fehlen wichtige Fähigkeiten, um glücklich zu sein: Er hat sich nie vergeben und nie neuen Mut gefunden, um für sich und seine Frau eine neue lebenswerte Situation zu schaffen. Als Corey am Ende allen Mut zusammennimmt und seine Frau tötet, bedeutet das keine Rettung, sondern ist ein Akt der Verzweiflung. Das Publikum bekommt keine glückliche Corona zu Gesicht, sondern den schrillen Ton eines Herzfrequenzmessgerätes zu hören, welches den Tod anzeigt: Aufgabe, nicht Lösung.

Das Publikum kommt zur Vorstellung, um „Ein glücklicher Tag für Corona“ zu sehen und insgeheim erwartet es eine Komödie, in der die virusbedingten Verhältnisse, in denen sich die ganze Welt für lange Zeit gefangen sah, gespielt werden würden. Tatsächlich aber spielt das Virus in der Aufführung nur eine Nebenrolle. Das Stück geht tiefer und stellt die offene Frage nach dem Glück. Der Zuschauer sieht keine Warteschlangen an Teststationen oder leere Klopapierregale, sondern die Kämpfe zweier gebrochener Menschen mit sich selbst. Das verzweifelte Ringen, die Realität ertragen zu können.

Ein glücklicher Tag wird auf der Bühne nicht gezeigt, aber die Frage nach dem Glück bleibt zentrales Thema - und mit der Frage „Was ist Glück?“ verlässt der Zuschauer wieder den Saal.